

Das Luxemburger Land

Organ zunächst für inländische Alterthumskunde und Geschichte,
Kunst und Literatur, Verschönerungswesen und Touristik.

Unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von J. N. MOES.
Im Selbstverlage des Herausgebers.

Nr. 3.

Luxemburg, 15. Oktober 1882.

1. Jahrgang.

Abonnements-Preis
(vierteljährlich):
Für das Großherzogthum Fr. 2 00
für Belgien und Frankreich „ 2 50
für Deutschland, „ „ „ 3 00
Preis per Nr. 20 Cent.

Man abonniert für das Großherzogthum, Belgien und Frankreich, für die übrigen Länder bei dem Expedienten.

Insertionsgebühren:
Die Petitzeile oder deren Raum 10 Ct.,
Reklamen 20 Ct.

Beiträge für folgende Annahmen:
Alle Correspondenzen sind franco an den Redacteur und Berleger J. N. Moes in Luxemburg zu senden.
Die Anzeigen sind nur an den Redacteur Herrn Peter Brück einzusenden, welcher auch nur die Zusagen entgegennimmt.
Nicht angenommene Zuschriften werden vernichtet.

Aus unserer Landesgeschichte.

Luxemburg vor 600 Jahren.

(Fortsetzung und Schluß.)

Außer den genannten Geshchichten wird im Freizeitspiegel der Stadt Luxemburg noch eine periodische der Gesamtheit der Bürger dem Grafen zahlt, wenn er wechselläufig gemacht wird (quando fit miles) oder, falls keine mündliche Nachkommen da sind, der Grafin, wenn sie zum ersten Male heirathet. Sonst haben die freien Bürger Luxemburgs nichts zu leisten, sie genießen im Gegentheil besonderer Vorrechte. Abgesehen davon, daß sie unter dem besonderen Schutze des Grafen stehen, haben sie die weitgehendsten Jagungsrechte auf seinem Gebiete. Ihr Vieh dürfen sie auf seine Weiden treiben, das zu ihrem persönlichen Gebrauche notwendig Holz in seinen Wäldern abhaben. Fischen und jagen dürfen sie überall, nur in einem Bezirke warrena genannt, woraus das französische Wort warrene geworden ist, ist die Jagd mit Hunden, Hasen, Schlingen dem Grafen vorbehalten. Dieses Recht, wie aus dem Artikel 19 (Hartd. Weisthümer 464) erhellt, lag zwischen Damm, Sandweiler, der Straße nach Gleschens und zwei nicht näher bestimmten Orten. Auch das Recht der Freizügigkeit haben alle Unterthanen des Grafen in Luxemburg. Wie es mit den Fremden sich verhält, ist nicht sehr klar, da Art 25 wegen seiner kurzen Fassung schwer zu interpretieren ist. Nach unserer Ansicht ist er folgendermaßen zu erklären. Wenn ein Fremder nach Luxemburg einwandert, in ein Bürgerrecht vertritt, sei es nun zum Grafen oder zu einer Aelcei oder zu einem Bürger tritt und darin ein Jahr verweilt, darf nicht mehr wegziehen, er ist als ein nicht freier Bürger an die Scholle gebunden.

Wenn wir einen Blick auf die wirtschaftliche Lage der damaligen Luxemburger Einwohner, so erkennen wir aus einzelnen Bemerkungen, daß ein großer Theil noch Landwirtschaft und Viehzucht trieb, daß aber auch der Handel mit anderen Waaren als landwirtschaftlichen Produkten hier bedeutend war und dem Grafen als Hauptquelle von Einnahmen diente. Die Naturalisten, deren sein Hof in großer Menge bedurfte, bezog er als Abgaben von seinen unfreien Hof- oder Dorfbesitzern.

Verhältnismäßig hoch ist sehr früh in der Stadt gegeben. Wie die Bürger, seitdem die bringenden Schranken des Reichthums und Gewerks weggefallen waren, sich von den Landbesitzern durch weit größeren Wohlstand unterschieden, so traten unter ihnen selbst die geschickteren und thätigeren durch Reichthum so sehr hervor, wie es früher unmöglich gewesen wäre. Ebenfalls gleiche Dürftigkeit und Einsamkeit, ist die mannichfaltigen Stufen von der knappen Genügsamkeit bis zur üppigen Fülle. Doch die öffentlichen Aufgaben waren für seine Bürger, auch den ärmsten nicht, übermäßig; denn es war ein weites Prinzip der Grafenverwaltung, daß sie sich nach der Leistungsfähigkeit des Einzelnen richteten. Daher bestand nur eine sehr geringe direkte Steuer, die sogenannten Abgaben. Die übrigen Abgaben bilden ein sehr interessantes Beispiel einer progressiven Besteuerung, die

hauptsächlich den für damalige Anschauung bestehenden Großhandel und speciell den reinen Zwischenhandel treffen sollte. Bei jeder Waare außer Getreide, die verkauft wird, zahlt der Verkäufer von je 20 solidi des Kaufpreises 2 Denare und wenn er während des Jahres im Ganzen mehr als 5 solidi Steuern gezahlt hat, so gibt er noch dazu von je 5 dieser solidi 1 Obole. Bei der Ausrichtung zum Kriege, die auf Kosten der Bürger geschieht, wird ebenfalls auf die Vermögenslage eines jeden Rücksicht genommen. Die Vertreter der Bürgergesellschaft stimmen nach Billigkeit, wer mit Pferd und eiserner Rüstung und wer bloß zu Fuß mit Wammus und Lanze auszurücken soll. Wer bei der Erfüllung dieser öffentlichen Pflichten sich etwas zu Schulden kommen läßt, verfällt in ganz bestimmte Bußen, die größten von 10, die kleineren von 5 solidi. Was die übrigen Bezüge und Abgaben betrifft, so läßt es, wie Art. 26 sagt, bei den allerschwersten Strafen. Es ist glücklicherweise für Luxemburg und Sclernach, allerdings aus einer etwas späteren Zeit, ein Strafbuch erhalten, das uns über die alten Bußen Aufschluß gibt.

Es bestehen eigentlich nur 3 Rubriken: Frevel gegen des Gericht, Gewaltthat, Raub- und Gewichtsabhängungen. Raubthaten und besonders empörende Verbrechen scheinen nicht vorgekommen zu sein, dagegen waren unsere Väter aus dem Mittelalter so offenen Thätlichkeiten desto geneigter. Diese sind bis in's feinste Detail spezialisiert. Wir wollen zum Schluß einige Beispiele in der damaligen Sprache anführen:

der einen schlägt mit einem Steden	15 Schilling.
der einen schlägt mit einer Schuppe	15 „
ein Hüpfschlag	14 „
geißeln Blut	13 „
gestraft Blut	7 „
eine halbe (blare) Auge	7 „
ein Har gedauften (gezauft)	6 „

Dr. L. N.

SHAKSPEARE.

Essai par *

(SUITE.)

Nous voici arrivés à l'année 1603; si nous étudions Sh. après cette date, nous trouverons un penseur fait, un philosophe formé, aimant une philosophie riieuse et doucement ironique telle qu'elle se rencontre dans la *Comédie des erreurs* et dans *Jules César*, *Othello*, *Macbeth*, *Lear*.

Le merveilleux joue dans beaucoup des pièces de Sh. un rôle prédominant, à telles enseignes que nous avons cru nécessaire de les ranger dans une catégorie à part.

Qu'il nous soit permis de placer ici le nom de Calderon qui partage avec Sh. le mérite d'avoir créé le drame de la vie réelle embellie par l'imagination mystérieuse d'êtres placés en dehors du monde naturel et appartenant à l'idéologie chrétienne.

Sh. et C. ont pleinement atteint le but qu'ils s'é-

taient proposé: démontrer la supériorité du merveilleux chrétien sur les machines poétiques du paganisme.

Notre auteur vivait d'ailleurs dans un siècle où le merveilleux abondait; les fees et la magie blanche et noire jouaient un rôle inconnu aujourd'hui; c'est pour cela précisément que les pièces de ce genre étonnent le public de nos théâtres actuels. Nous sommes loin de chercher noise à ce public qui a certes autant de goût que celui du XVI^e siècle, mais nous tenons à montrer un fait.

Citons: 2 gentlemen of Verona, all's well that ends well, measure for measure, Pericles, Winter's tale, Cymbeline, as you like it, summer night's dream, tempest. Quand Sh. vient à peindre l'amour il ne se sert pas de couleurs fantaisistes; ses amants parlent comme des gens qui n'ont pas complètement perdu la tête et ses bergères restent femmes. Est-ce un mérite, est-ce un défaut? lecteur, décidez.

Voyons maintenant Sh. comme historien; car il est historien et nous pouvons former de ses drames historiques une époque distincte des autres.

L'impartialité est une qualité dont le mérite appartient à Sh. de la façon la plus complète; c'est un observateur désintéressé, laissant parler l'histoire sans jamais y substituer ses propres opinions; il reconnaît une source d'où découle les destinées humaines. C'est le cœur de l'homme lui-même. En ceci consiste son originalité: Calderon renoue ciel et terre pour découvrir le secret de la vie, J.-J. Rousseau croit, en développant ses doctrines erronées, avoir trouvé le mot de l'énigme humaine, Goethe regarde la raison comme la clef de voûte de l'existence, Schiller est le poète du sentiment, — Sh. seul trouve dans la passion l'explication de ce grand problème qui tantôt s'appelle le bonheur, tantôt le malheur, mais qui toujours constitue la vie humaine.

Les principales pièces de cette époque sont: *King John*, *Richard II*, *Henry IV*, *Henry VI*, *Henry VIII*.

Leur ensemble forme l'histoire politique nationale du XIV^e et du XV^e siècle.

(La suite au prochain numéro.)

Eine Kofel- und Rheinfahrt.

Reisebilder von *

(Fortsetzung.)

Am Hasenplaz wartete meiner ein Freund. Grub, Händredud und — zum Rhein!

Am Rhein waren wir bald. Durch eine enge Thürröffnung tauchte ich meinen Blick hinunter, ein langer Blick, sah eigentlich Nichts als raubenschwarze Nacht, aber diese Nacht hieß Rhein, und es kam ein Gefühl unendlicher Freude über mich. Ich wäre jetzt wieder nach Hause gefahrt mit dem erbebenden Bewußtsein dem Rhein gehen zu haben.

Hier säßten Gefühlsorte
Aus leicht bewegter Luft.*

1. Zugendstuf der Bretagne

von
Paul Féval.

Einzig autorisierte Uebersetzung
von
Jan van Wyler.

Alle Rechte vorbehalten.

Einleitung.

Der Bittel-Jobit.

Der vor Jahren auf den schmalen, vielverschlungenen und getümmelten Pfaden gewandert ist, die bald gekrümmt, bald schlangelnd neben einander laufend sich über die Höhe von Redon winden, wie der schönste, künstlich verarbeitete Federzug eines Arabisches aus der guten alten Zeit, konnte manchmal dem großen Jobit von Guen begegnen, den die Haidewohner nur unter dem Namen „Der arme Job, oder der Bittel-Jobit“ kennen.

Jobit ist arm, sehr arm. Auf dieser Welt kann er nichts sein nennen als eine alte, abgenutzte Waidtasse, die ihm als Bettelstab dient, eine verschliffene Kupfermünze, auf welcher einst das Wappen des Marquis von gezeichnet war, und einen knochenigen, braunen Schloßhals als Knechtel. Er hat keine Verwandten, die ihn in seinen alten Tagen aufnahmen, selbst keine Hütte, in welcher er sein müdes, weißes Haupt zur Ruhe niederlegen könnte.

Jobit führt ein unglückliches Wanderleben. Wie der ewige Jude wandert er immer weiter; niemals schläft er zwei

Mal die Dämmerung schweigen über der dampfenden Haid liegt, schreitet seine hohe, hagere Gestalt über die verschlungenen Pfade, um am Abend, wenn die Sonne längst hinter den Bergen der Bretagne hinabgesunken, die ewige Pilgerfahrt zu unterbrechen.

So wandert er Jahr aus, Jahr ein, wie eine Erscheinung aus uralter, vergangener Zeit, die sich von der freien, düstigen Haid nicht trennen kann.

Jobit ist arm, sehr arm. Seine dürre Hand behäftete seit Jahren kein anderes Geld als die Kupfermünze, die er am Halbe trägt. In seiner Betteltasche liegt ein verdorrtes Stück schwarzes Brodes, das er in einen Quell tunkt, um seinen Hunger zu stillen. Aber Jobit ist ein frommer, gottesfürchtiger Bretonne.

Auf der großen Steppe von Renac sah ich diese volkstümliche Gestalt zum ersten Male. Der flammende Sonnenball war bereits zur Hälfte hinter dem hohen, feuerrothen Haidelantele hinabgesunken, aus welchem das Dürstige Vains aufstauete.

Jobit von Guen wanderte vor mir in einer Entfernung von etwa hundert Schritten. Die schiefen, fast waagerechten Sonnenstrahlen warfen seinen Schatten bis zu mir herüber. Mit großen, ersten Schritten maß er die Haid, auf den braunen Waidtassen gefüßigt. Sein Gang war noch zah und leicht. Die Linnie seiner hagern Gestalt, welche die untergehende Sonne in silbernen, flammendem Rotte gezeichnet, gewannen durch das wunderbare Lichtspiel ein geradezu phantastisches Aussehen.

Ich war jung und in voller Kraft; mein Herz schlug häßlich, und am Abend erwartete mich am Festzeile der offene Arm eines lieben Freundes. Bald hätte ich den armen Bettler erreicht. Er war alt und gebeugt,

nirgendwärts konnte er am Abend das Herz und die Hand eines Bruders offen finden.

Er blieb stehen, lästete den breitkämpigen Strohhut und grüßte mit dem schönen, patriarchalischen Geuze der Bretonenfamilien:

„Gott segne Sie, mein Sohn!“

Selten konnte ich ein Greisenhaupt bewundern, das so widerbehold, so schön, ja so majestätisch gewesen wäre wie das des Bittel-Jobit von Guen. In der Nähe gesehen, konnte er nur gewinnen. Lange, silberweiße Haare fielen in dünnen, losen Büscheln unter dem breiten Rande seines Huttes herunter und rahmten ein Gesicht ein, das des Pinxels eines Mibeita würdig gewesen wäre. Die breite, boggewölbte Stirne, die von einer einzigen, tiefen Furche, wie von einer Narbe durchzogen war, häßte sich unmerklich an den Schläfen aus und ließ die Wadenknochen hervortreten, was dem Gesichte den ausgeprägten Typus amerikanischer Abkunft verlieh. Die Wadenmaße war klein, aber ebenmäßig gebogen, um den Mund spielte ein Zug wohlwollender Sanftmuth. Die tiefstehenden, zugleich freizug und schäferneren blauen Augen blickten den leuchtenden Wang, jenen Bezaubernden noch nicht verloren, von welchem die alten Dichter singen, er sei ein Abglanz der Seele, und ohne welchen die schönsten Tugde wie aus kalktem Marmor gemischt erscheinen.

Wenn Jobit lädelte, belebte sich seine ganze Gestalt und unter der matronalen Tüde, welche die Jahre über Alles werfen, war schön, jung und glänzend war, konnte man leicht errathen, daß der schiefliche Bettler eine thätige, glückliche und vielleicht glänzende Jugend verlebte habe.

Zufällig hatten Jobit und ich das nämliche Reiseziel und wir schritten zusammen dem nahen Dorfchen zu,

Was braucht es denn noch des sinnlichen Sehens, wenn das innere Bewußtsein und die Ueberzeugung der Wahrsheit gewonnen sind? Habe ich doch auch Gott schon gesehen und in mir gefühlt, unglückliche Male seine heilig, sichtbare Nähe empfunden, ohne daß mein leibliches Auge ihn schaute.

Aber solche Erörterungen gehören nicht hierher. Bergeilich sind sie mir, insofern ich mich redlich Mühe gegeben habe, den empfangenen Eindruck zu verflumm bilden.

Draußen an der Mauer steht die weil gedulbig habende mein lieber Begleiter, und: „Hast du dich jetzt gesehen?“ frug er, als ich selbst zum Gehen machte.

Ja!

Nach dem Abendessen wanderten wir auf's Gerathewohl durch die Stadt und kamen zum Kasino. Rechts neben dem Eingang, im Hinterback, steht auf der Thüre das Wort „Befehammer“. Da Johannes Wort stets einen mächtigen Zauber auf mich ausübte, klopfte ich an den „Berein“ und ich drückte ganz unbedenklich auf die Klinge. Ein großer, jung behaglicher Tisch, worauf Zeitungen, symmetrisch gereichte Stühle, darüber eine schätzten leuchtende Dampelampe. Außer mir keine lebende Seele. Im Weinzimmer war eine heitere Gesellschaft verjammelt.

Andern Morgens früh hörten wir in der St. Kastorfische die hl. Messe. Es ist dies eine romantische Basilika mit 4 Thürmen, ein paar Grabdenkmäler, recht bemerkenswerthen Gemälden und einem schönen Chore.

Vor der Kirche steht ein monumentaler, ungeschöner Brunnen.

Ich las darauf:
An 1812. Mémorable par la campagne contre les Russes. Sous le préfectorat de Jules Dozaan, und darunter:

Vu et approuvé par nous Commandant Russe de la ville de Coblenz. Le 1 jan. 1814.

Von St. Kastorf ging's nach dem Gosthofe zurück zum Frühlings, dann über die Schiffbrücke hinüber nach Thal-Chenbreitstein, einem in eine breite Thalschlucht eingebauten Städtchen von nahezu 3000 Einwohnern. Der Ort selbst bietet gar Nichts was die Mühe eines Besuchs lohnte, aber die Werke Ehrenbreitstein ist es wohl genug, daß man seine Aelcei nicht schon ein hinaufzuzugeln. Diese Festung ist vielleicht die best eingeweihte von ganz Deutschland. Sie ist, obgleich den Befehlen der heutigen Kriegskunst gemäß erbaut, doch nicht neuem Ursprungs. 636 stand auf Ehrenbreitstein schon eine Burg; diese verfiel, wurde wieder aufgebaut und bebauten vergrößert; später kam der Helfenstein hinzu, zwei Batterien wurden angebaut und aus der alten Burg entstand ein Fort. Diesen ergründete wie jener: in Folge des Lincolner Friedens geschleift, wurde es nach dem zweiten Pariser Frieden wieder hergestellt, und nun steht es da vor dem flammenden Wäde, ein Trutz- und Schützwerk, ein Wächter am Rhein in Krieg und Friedenszeit.

Es ist mir grenzenlos wenig an solchen Bauten ge-

Jobit sprach wenig, aber jedes seiner Worte war golden und werth, wie eine kostbare Perle aufbewahrt zu werden. Unter dem gesetzten Bettlergewande glänzte der wahre Philosoph, der tiebere Bretonne und der gläubige Christ. Jobit konnte keinen Wortschwanz; seine Rede war leicht und schlicht und lang wie die Sprache eines lieben alten Freundes. Wenn man ihm nachspröte, konnte man unmerklich besser zu werden.

Am der schattigen Lindenallee des Schlosses von *** angekommen, trennten wir uns mit einem warmen Dändelbude. Wie meine Redte in der rauhen, schwieligen Hand des Bettlers lag, goß sich ein warmer Strom durch mein ganzes Wesen, und es schien mir, als wenn dieser greife und in Lumpen gefüllte Bettler der Bretagne ein königliches Herz und königliche Züge hätte.

Pöblich sprang eine köstliche Kinderfrau auf uns zu, umringte den Bettler, hing sich an sein Gemüde, umarmte ihn und begrüßte ihn mit lauten Freudenrufen. Es waren die Kinder des Schloßpächters.

„Es ist Job!“ jubelten die besten Kinderkimmerinnen bunt durcheinander, „der gute Bittel-Jobit!“

Und ihre blauen Augen leuchteten vor Freude. Und die größeren fügten janzend hinzu:

„Unser Job, der so schöne Genu ergrüßt.“
Im Triumph wurde er zum Nachhofe begleitet.

Im Schloße begehete ich Aufschluß über Jobit von Guen. Doch nur lose zusammenhängende Nachrichten konnte ich über den Bettler ersaufen. Niemand kennt genau die ganze Geschichte des Alten, und er selbst scheint den Schleiher, der über seinem vergangenen Leben liegt, nicht gerne sichten zu wollen.
Von seinen frühesten Leben ersuhr ich Folgendes: In seiner Jugend war Jobit der Spielgenos des